

(Nachdruck verboten.)

79) Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Nur hübsch gelassen,“ sagte Pete. „Sie will bloß gern ihr Schuhchen und Strümpfchen los sein, das ist's.“ Dann pappelte er mit dem Kinde: „Um — am — im — lum — la — lu! Recht so. Ich weiß zwar nicht, was es bedeutet, aber sie versteht's, siehst Du wohl. O, das Kind lehrt mich alle Tage was Neues. Wenn ich der Kleinen zuhöre, fallen mir so viele Dinge ein! Wir sind ja doch alle nur große Kinder, und wären wir noch so klug. Auf die Art erhält sich die Welt immer jung, und Gott behüte uns davor, es je so weit zu bringen, daß nichts mehr von einem Kinde in uns übrig bliebe.“

„Jetzt wird's aber Zeit für junge Damen, ins Bett zu gehen,“ sagte Nancy und stand auf, der Kleinen das Bad zu recht zu machen.

„Geben Sie mir den Kleinen Schelm erst noch einmal her,“ sagte Pete, und bevor Nancy das Kind aus der Stube trug, zog er es an sich und bedeckte sein offenes Mündchen mit Klüssen.

„Ein schlechter Zeitvertreib für Dich, einen närrischen alten Vater mit seiner Kleinen spielen zu sehen,“ sagte Pete.

Philipp antwortete nur in verwirrten und abgerissenen Lauten. Seine Augen standen voll Thränen und er mußte sich abwenden, um es zu verbergen. Da aber Pete in der Meinung war, er betrachte die leeren Plätze an den Wänden, fing er an, mit seinem Wohlstand zu prahlen und zu thun, als ob er den ganzen Handel der Insel in Händen hätte.

„Die Fischerei ist jetzt wunderbar ergiebig, Phil. Ich führe die Stöckfische tonnenweise aus. Erhalte Postanweisungen und Wechsel und ich weiß nicht was noch. Sieben Schilling und sechs Pence in einem einzigen Posten von Liverpool, doch das ist noch nichts, weißt Du, ganz und gar nichts.“

Nancy brachte das Kind zurück, dessen seidenglänzende Lösschen jetzt feucht waren.

„Was! Eine junge Dame zeigt sich im Nachtkleid!“ rief Pete.

„Sie wollte auch nicht, nein, wahrhaftig, durchaus nicht. Es war ein Stück Arbeit, es ihr anzuziehen. Da nehmt sie und laßt ihr Haar am Feuer trocknen, während ich ihr Süppchen wärme.“

Pete schob sich die Ärmel bis über die Ellenbogen zurück, nahm das Kind auf sein Knie, rieb die nassen Härchen zwischen seinen Händen und sang dazu:

„O heilige Wrigitte, komm, komm zu uns heut —“

Nancy klapperte in ihren Hofschuhen herum, füllte einen Napf mit Milch und Brot und brachte ihn ans Feuer.

„Geben Sie es mir, Nancy,“ sagte Philipp; er beugte sich vor und hielt den Napf am Stiel über das Kammingitter. Das Kind sah ihm aufmerksam zu.

„Voh tausend!“ sagte Pete. „Wie sie Dich anstaunt, Philipp! Kennst Du den Herrn denn nicht, Schäkchen? Aber er kennt Dich desto besser!“

Die Milch kochte, und Philipp reichte Nancy den Napf.

„Geh zu ihm — weg mit Dir, fort,“ sagte Pete. „Geh zu Deinem Laufpaten. Du hättest auch seinen Namen bekommen, wenn Du ein Knabe gewesen wärst. Da geht sie hin!“ und er streckte seine beharrten Arme aus, bis das Kind den Boden berührte.

Philipp bückte sich, die Kleine zu nehmen, die sich sträubte und mit den Füßen wie mit zwei Trommelschlegeln in die Winken hineinstrampelte, dann stellte sie sich auf die eigenen Beinchen, drehte sich rasch nach Petes Arm herum, ließ die Unterlippe hängen und brach in ein Zetergeschrei aus.

„Aha, sie weiß doch, wer ihr Vater ist — ganz merkwürdig!“ rief Pete, das Kind wieder auf den Arm nehmend.

Philipp senkte den Kopf und lachte gezwungen. Eine heimliche Zucht hatte sich seiner bemächtigt, eine Art Vorgefühl, als werde das Kind einmal zum Werkzeug der Vergeltung an ihm werden.

„Wollen Sie selbst füttern, Pete?“ fragte Nancy. Sie war mit einem Schüsselchen hereingekommen, dessen Inhalt sie kostete.

„Er weiß so gut mit dem Kinde umzugehen, Sie können sich's nicht vorstellen, Herr. Es ist ganz erstaunlich!“ Sie beugte sich zu dem Kinde, das seine Suppe aß: „Sag doch mal, Frauenzimmerchen, hast Du heut abend denn gar keinen Schlaf in den Augen?“

„Nein, sie wird hier einnicken wie eine Drossel im Baum,“ sagte Pete. Er löffelte die dicke Suppe dem Kinde in den Mund und wuschte ihm vom Kinn, was übergelaufen war. „Der Schlaf ist für sie ein furchtbarer Feind. Sie kämpft alle Nächte einen Kampf mit ihm. Gott gebe ihr mehr Glück, als manche von uns haben, sonst wird sie den Feind noch eines Tages herbeiwünschen.“

„Sie schläft gewöhnlich mit dem Löffel im Munde ein, der süße kleine Engel,“ sagte Nancy.

„Sie ist heute zu sehr mit ihrem Laufpaten beschäftigt,“ entgegnete Pete. „Ja, sieh ihn Dir nur an. Du verdankst ihm das Leben, Du kleine Krabbe, Du. Und, meiner Sir, ähnlich bist Du ihm auch!“

„Freilich, freilich!“ rief Nancy aus. „Eben erst hab' ich das auch gedacht. Sie könnte ihm nicht ähnlicher sein, wenn sie sein eignes Kind wäre. — Sehen Sie nur die Vocken — und die Augen!“

„Wenn sie ein Junge gewesen wäre —,“ fing Pete wieder an.

Doch Philipp war aufgestanden, um zurück ins Gerichtshaus zu gehen, und Pete sagte in verändertem Tone: „Warte noch eine Minute, ich habe Dir was zu zeigen. Nehmen Sie die Kleine, Nancy.“ Pete zündete ein Licht an und führte ihn in das Besuchszimmer. Es waren keine Möbel mehr darin; nur an dem einen Ende stand ein Schemel, und daneben auf einem großen Stein lagen einige Meißel und der Schlegel eines Steinmehers.

Der Stein war ein Grabstein.

Pete näherte sich ihm feierlich und hielt das Licht so, daß der Schein darauf fiel, und sagte mit gedämpfter Stimme: „Er ist für sie. Ich habe ihn selbst behauen, und es hat mich den ganzen Winter gekostet, dunkle Nächte und schlechte Tage. Ich werd' die Arbeit noch diese Nacht fertig bringen und ihn morgen vielleicht mit nach Douglas nehmen.“

„Ist es —“ fing Philipp an, aber er konnte nicht weiter sprechen.

Es war eine einfache steinerne Grabplatte, oben und an den Ecken abgerundet, die Oberfläche geglättet und auf der Rückseite mit dem Meißel bearbeitet; doch trug sie weder Zeichen noch Simbild, auch keine Buchstaben und keinerlei Inschrift.

„Soll kein Name darauf kommen?“ fragte Philipp endlich.

„Nein,“ sagte Pete.

„Nicht?“

„Um Dir die Wahrheit zu sagen: Ich habe gelesen, was in dem alten Buch über den Engel geschrieben steht, der die guten und bösen Thaten der Menschen verzeichnet und die Toten aus ihren Gräbern rufen wird.“

„Nun — und —?“

„Und ich habe mir vorgestellt, auf welche Art er es wohl thut. Ich denke, er wird auf die Kirchhöfe gehen, die Namen der Toten auf den Grabsteinen lesen und sie dann laut zum Gericht rufen — die einen, wie es heißt, zu ewigem Leben, die andern zu ewiger Verdammnis.“

„Nun?“

„Da habe ich mir gedacht, daß wenn er zu diesem Grabstein kommt und keinen Namen darauf sieht — Petes Stimme sank zu einem Flüsterton herab — „so wird er vielleicht daran vorübergehen und die arme Sünderin weiter schlafen lassen.“

Als Philipp mit wankendem Schritt durch das dunkle Gäßchen nach dem Gerichtshause zurückging, dachte er: „Es war damals eine Lüge, jetzt aber ist es die Wahrheit. Ja, es ist sicherlich wahr — sie muß tot sein.“ In dieser Gewißheit lag eine Art Trost. Es war doch wenigstens ein Abschluß; freilich ein kläglicher Abschluß, ein feiges Ende, ein heimliches Entschlüpfen aus der Hand des Schicksals. So hatte er sich die Sühne nicht gedacht; es war nicht, was er erwartet und beabsichtigt hatte, aber er wollte versuchen, sich damit auszusöhnen.

Dann fiel ihm das Kind ein. „Warum sollte ich es in seiner Ruhe stören?“ dachte er; „warum sollte ich Pete unruhigen? Ich will, so lange ich lebe, über die Kleine wachen, will sie beschützen und Mittel und Wege finden, für sie zu sorgen. Ich werde an dem Kinde meine Schuldigkeit thun; es soll ihm an nichts mangeln.“

Er wollte eben die Thür zum Gefängnißhof aufschließen, als jemand, der in dem Gäßchen vorüberging, ihm ins Gesicht sah, dann umkehrte und sagte:

„O, Sie sind es, Deemster Christian?“

„Ja, Herr Doktor. Guten Abend.“

„Haben Sie schon die Nachricht aus Ballawhaine gehört? Der alte Herr hat heute früh einen neuen Schlaganfall gehabt.“

„Nein, ich weiß nichts davon. Zum zweitenmal vom Schlag getroffen? Du lieber Himmel!“

In sein Zimmer zurückgekehrt setzte sich Philipp wieder die Perücke auf, zog sein Amtsgewand an und ging in den Sitzungssaal. Der Raum war nun durch Kerzen erhellt und dicht gefüllt. Alles erhob sich, als der Deemster zu seinem Sitze schritt.

V.

„O heil'ge Brigitte, komm' zu uns heut,
Der Plur ist gefest und —“

„Sie schläft fest“, sagte Nancy. „Wenn man die in den Schlaf wiegen will, ist's grad, als ob man auf den Kessel wartet, bis er kocht. Man mag sich abmühen und blasen und blasen — und doch fängt sich gar nichts an. Kaum aber, daß man ihn vergessen hat, singt er und brummt in einem fort wie ein Kreisel.“

Nancy legte das Kind in die Wiege, steckte die wollene Bettdecke an allen Seiten fest ein, drehte das Kopfende des Nestchens so, daß die Wärme des Feuers hineindringen konnte, und hing ein Tuch über das Schirmdach, um die kleinen Augenlider vor dem Lichtschein zu schützen. „Wollen Sie zu Hause bleiben, bis ich wieder von Sulbh heimkomme, Pete?“

„Ich bleibe bei meiner Arbeit“, erwiderte Pete vom Besuchszimmer aus.

„So will ich noch neue Kohlen auf das Feuer legen und dann gehen“, sagte Nancy.

Sie zog die Thür hinter sich ins Schloß, und der Kies knirschte unter ihren Tritten bis ans Gartenthor. Im Hause gab's jetzt kein andres Geräusch als das Atmen des schlafenden Kindes, das Knistern des frisch angefachten Feuers, das Ticken der Uhr und vom Besuchszimmer her das dumpfe Klopfen des Schlegels und das Krachen des Meißels auf dem Stein.

Pete arbeitete eine halbe Stunde lang ununterbrochen und kam dann, sein Werkzeug in Händen, in das Vorzimmer zurück. Der Kohlenklumpen hatte sich nun zur hellen Flamme entzündet, welche ausloderte und wieder zusammenfiel; die Schatten der Stühle, des Tisches und der Krüge auf dem Geschirrschrank huschten wie Geister durch die Stube. Mit lächelnder Miene ließ sich Pete auf ein Knie neben der Wiege nieder, schob den Schlegel unter seinen Arm und hob leise das übergehängte Tuch auf. „Gott segne mein mutterloses Töchterchen“, hauchte er mit kaum hörbarer Stimme. Plötzlich, als er so kniete, fuhr es ihm wie ein elektrischer Schlag durch alle Glieder. Sein Gesicht wurde ernst und er schrak zurück, während er das Tuch noch immer zwischen den Fingerspitzen hielt.

Das Kind schlief friedlich mit einem Armchen auf der Bettdecke; von Zeit zu Zeit glitt der flackernde Schein über sein Gesicht, zeichnete Linien um die Augen der Kleinen und ließ ihre Gesichtszüge deutlich hervortreten. In solcher Beleuchtung erkennt man häufig überraschende Aehnlichkeiten in dem Gesicht eines Kindes. Pete erschrak über eine Aehnlichkeit, die er sah. Er hatte sie schon vorher bemerkt, doch nicht so deutlich wie jetzt.

Im nächsten Augenblick beugte er sich wieder über die Wiege; er streckte die Arme aus und näherte sein Gesicht so viel wie möglich dem Gesicht des Kindes, jede Linie desselben scharf musternd, wie man eine Landkarte untersucht. „Aber das ist ja ganz merkwürdig“, murmelte er, „die Aehnlichkeit ist jedenfalls groß genug.“

Ein furchtbarer Gedanke hatte von seiner Seele Besitz genommen. Er erhob sich starr vor Schrecken und ließ das Tuch los. Die Stube schien sich um ihn her zu verdunkeln. Nun zerfiel er die Kohlen, ob schon sie hell brannten, ging auf die andre Seite der Wiege und betrachtete wieder das Kind. Er hatte denselben Eindruck. Die Aehnlichkeit war

ganz unheimlich. Ihm war, als verhärtete sich etwas in seinem Innern, und er kehrte zu seiner Arbeit zurück. Doch der Meißel entglitt ihm, der Schlegel fiel zu schwer nieder und er mußte aufhören. Sein Geist verweilte bei den fernsten Erinnerungen. Er mußte an Port Moor zurückdenken, an die Carasdhoomänner, an den Tag, an dem er und Philipp früh am Morgen nach Hause gebracht wurden.

Die Werkzeuge nirdlegend, kehrte er in die Stube zurück. Er hielt den Atem an und trat leise auf, als ob ein unsichtbares Wesen zugegen sei. Die Stube war vollkommen still, er hörte es nur vor seinen Ohren sausen. Eine Zeitlang stand er wie betäubt mit dem Rücken gegen das Feuer und beobachtete seinen Schatten auf der Wand gegenüber und an der Decke. Die Wiege stand vor ihm. Er konnte die Augen nicht davon abwenden. Von Zeit zu Zeit betrachtete er sie mit scheinem Blick von der Seite.

Mit zurückgeworfenem Kopf und offenen Lippen atmete das Kind ruhig und schlief den Schlaf der Unschuld. Diese engelgleiche Unschuld war ein Vorwurf für ihn.

„Mein Herz muß schlecht geworden sein“, murmelte er. „Mit deinen bösen Gedanken verunglimpft du die Tote. Schäme dich, Peter Quilliam, schäme dich!“

Ihm war zu Mute wie jemand, den bei Nacht ein Gewitter mit Donner und Blitz überfällt, die vertrauten Dinge, die ihn umgaben, sahen ihm fremdartig und furchtbar aus.

Sich wieder zur Wiege niederbeugend, schlug er das schützende Tuch weit zurück; der Feuerschein fiel jetzt voll auf das Gesicht des Kindes und es bewegte sich im Schlafe. Auch daß er es mit so unverwandtem Blick ansah, mochte es beunruhigen, denn es begann zu weinen, als ob der schreckliche Gedanke, den er hegte, bis in die Seele des Kindes gedrungen wäre.

Er stand noch in dieser gebückten Stellung, als die Thüre aufgerissen wurde und Cäsar, leuchtend und kurzatmig mit Ungestüm eintrat. Pete sah ihn bestürzt und verwundert an.

„Pete“, sagte Cäsar, „wollen Sie jetzt Ihre Hypothek verkaufen?“

Pete brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Wollen Sie sie auf mich übertragen?“

„Die Zeit ist noch nicht da“, sagte Pete.

„Welche Zeit?“

„Die vom Propheten vorausverkündete Zeit, da der Löwe sich zu dem Lamm legen kann.“

Pete lachte bitter. Cäsar bebte, sein Mund zuckte, und seine Augen blitzten wild. „Wollen Sie dann wenigstens in die „Bischöfsmühle“ hinüberkommen?“

„Weshalb dorthin?“

„Kof Christian ist da.“

Pete machte eine Geberde des Unwillens. „Wieder dieser Unglücksvogel. Er ist immer da, wenn es schlecht Wetter giebt.“

„Wollen Sie kommen und hören, was der Mensch sagt?“

„Was kann er denn sagen?“

„Hören Sie es nur selbst!“

Pete sah Cäsar scharf an und sah ihn wieder an, dann griff er nach seiner Mütze und verließ das Haus.

VI.

Mit zwei von seinen Kumpanen hatte Kof Christian den Tag in einer Stube verbracht, von der aus man den Hasen überblickte; sie hatten stark getrunken und Billard gespielt. Früh am Nachmittag war ein Bote von Ballawhaine mit der Nachricht gekommen:

„Ihr Vater ist krank, kommen Sie sofort nach Hause.“

„Ich werde schon kommen“, hatte er geantwortet und weiter gespielt.

Später am Nachmittag stellte sich der Bote wieder ein und sagte:

„Ihr Vater ist vom Schlage getroffen worden; er schickt nach Ihnen.“

„Lassen Sie mich die Tour erst zu Ende spielen“, war seine Antwort.

Am Abend kam der Bote zum drittenmal und meldete:

„Ihr Vater ist ohne Bewußtsein.“

„Wozu dann die Eile?“ erwiderte er diesmal und sang dann einen Vers aus „des Müllers Tochter“:

„Sie trauten mich wider meine Wahl,
Ich war des Müllers Tochter im Thal.“

Cäsar hatte gerade mit dem Ballawhaine eine ernsthafte Aussprache gehabt, als diesen der Schlag traf; jetzt kam er zu Kof, um ihm Vorstellungen zu machen und zugleich die alte Schuld heimzuzahlen.

„Ehre Vater und Mutter, damit Dir's wohl gehe,“ sprach Cäsar mit aufgehobenen Armen im Predigerton. „Doch werden Sie keinenfalls lange leben auf Erden, und wenn Sie an dem Tode des alten, thörichten Mannes schuld sind, so wäre das nicht einmal der erste Tod, den Sie zu verantworten haben.“

„Also Sie glauben es denn auch?“, sagte Ros, mit dem Queue in der Hand. „Sie glauben, Ihre Tochter sei tot — nicht wahr, alter Jephtha Jeremias? Da würde Sie's wohl nur überraschen, zu hören.“ (die Jechbrüder sicherten), „daß sie ganz und gar nicht tot ist? — Guter Stoß, Carambolage von der Bande. Hallo! Jephtha Jeremias, ist Ihnen etwa ein Geist erschienen? — Hab' sie selber gesehen, Mann, als ich vor 'nem Monat in der Stadt drüben war. Wollen wissen, wo sie ist? Soll ich's sagen? O, Ihr seid mir ein netter Kerl! Ein Mustervater! Ihr versteht, ein Kind in Ehren aufzuziehen. — Der rote Ball ist gemacht. Euer Amt ist's, meinem Vater die Leviten zu lesen — meint Ihr nicht? Sie treibt sich in London auf den Straßen herum — ah! Jeremias ist fort...“

„Sie trauten mich wider meine Wahl...“

„Da hast Du's weg: — Guter Stoß — fünfundzwanzig Points — die Partie ist gewonnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Loc im Extrazug.

Hamburg, Klosterthor, 15. August, 5 Uhr morgens.

Lieber Kollege!

Die Sache war zwar noch nicht erfunden, als die christliche Religion aufkam, dennoch gehört sie zweifellos zu den Todsünden. Vermuthlich ist sie noch nachträglich in das Register jener menschlichen Missethaten aufgenommen worden, um derothwillen man, wenn man ein unbußfertiger Heide ist, drüben wie ein ewig unsterblicher Kal fortgeführt geschunden und hüßlich blau gesotten wird. Ich meine natürlich das Eisenbahnfahren. Wenn das nicht als Todssünde aufzufassen ist, dann verstehe ich nicht, warum die königlich preussische Eisenbahnverwaltung mit einer geradezu nichtswürdigen Genialität alle Mittel zu erschöpfen und anzuwenden weiß, um jedem Sterblichen die Benutzung der Eisenbahn als der Martern fürchterlichste erscheinen zu lassen. Das Reisen wird zur furchtbaren Strafe, zu einem raffinierten System von Martern. Die eiserne Jungfrau wird auf Räder gesetzt, das nennt man dann Eisenbahn, die sich nur dadurch unvorteilhaft von den altschwärzigen Dammschranben unterscheidet, daß sie sich nicht damit begnügt, nur die Daunen zu quälen sondern den ganzen Körper geißelt und quetscht, namentlich die Gegend, die mit dem Daumen die behagliche Fülle gemeinsam hat.

Vielleicht hat dann die preussische Eisenbahnverwaltung noch einen besondern Grund, an den Staatsbürgern den Reise- und Verkehrsdufel fürchterlich zu ahnden. Sie empfindet diese ganze Erfindung als Teufelswerk, die deshalb nach Möglichkeit zu einem Arsenal schwerer und vorsichtiger Körperverletzungen gestaltet werden muß, weil sie, ideal vollendet, die Unterthanen zu der revolutionären Betrachtung ansetzen würde, daß das politische Preußen hinter dem technischen Preußen um einige Jahrtausende zurückgeblieben ist; um den Zeitunterschied zu Gunsten der herrschenden Politik zu vermindern, wird nun die Technik des Eisenbahnwesens ins Prähistorische künstlich zurück entwickelt.

Freilich nicht allen Menschen wird das Reisen als fluch- und strafwürdiges Verbrechen angerechnet. Da hat man gewisse Salonwagen gebaut, fahrende Schlösser, in denen es sich so prächtig leben läßt, daß die glücklichen Inhaber das ganze Jahr nicht aus ihnen heraus wollen. In dessen dieser Ausnahmeluzus ist offenbar nur deshalb erfunden, um der gemeinen Menschheit die Höllenmartern des Reisens dritter bis vierter Klasse nur um so eindringlicher anschaulich zu machen. Diese Salonwagen rasseln im Vorbeischaufeln höhnend: „Seht Ihr, das Fahren kann auch eine Lust sein — aber weil die Lust einem braven Christen nicht ziemt, darum kriegt ihr statt des seidnen Gewandes ein härenes. Die moderne Technik ist dazu da, daß sie nicht angewandt wird, und je niedriger der Mensch in der Steuerstufe steht, desto schwerer wird ihm der Frevler des Reisens angerechnet.“

Alles dies gilt vom gewöhnlichen Reisen. Wenn aber die preussische Eisenbahn-Verwaltung gar einen Extrazug rüstet, dann kommt eine weitere Anregung zum Strafen hinzu, so daß sich die Qualenphantastie der Minister ins ungemessene schöpferisch steigert. Der Extrazug verwundet das fiskalische Gewissen im Innersten. Die Verwaltung betrachtet es als einen Raub und Diebstahl der Reisenden an dem Fiskus, daß ihnen die Fahrt zu herabgesetzten Preisen gestattet wird. Dieses neue besondere Verbrechen muß gestraft werden und darum erfundet sie noch eine Reihe der merkwürdigsten und originellsten Strafverschärfungen.

Lassen Sie, bitte, lieber Kollege, im Brodthaus nachsehen, ob der Erfinder der Eisenbahn nicht zufällig Stephenson heißt. Kennt er sich anders, dann sehen Sie bitte den richtigen Namen an diese Stelle. Sicher ist, daß ich einmal von dieser ersten Eisenbahn als Kind eine Abbildung gesehen habe. Und jetzt — nach so vielen Jahren und Irrfahrten — habe ich endlich die Originale gesehen. Die preussische Eisenbahnverwaltung hat die Restbestände aus Stephenson's Nachlaß erstanden und bringt sie als Extrafahrten nach Hamburg in die Öffentlichkeit. Wenn dieser Zug der Moritshaten nicht aus einigen fünfzig Wagen bestanden hätte, man hätte ihn unmittelbar ins Panoptikum bringen können. Niemals habe ich so abenteuerliche Schredensklammer-Geräte gesehen: Niedrige Jellen mit Zuchthausstufen, Bänke, die selbst für den Körperbau von Hundern oder Dutzendkratten die Pein des Latenarrestes bedeuten würden, Federn, die wie Böcke stößen, Lampen, die von den Eskimos importiert scheinen, und dazu eine Fahrgeschwindigkeit, daß selbst die älteste Postkutsche erröten würde, wenn man ihr solche Leistung zumuten würde. Kurz: wird das Reisen im allgemeinen als Vergehen bestraft, so wird der Extrazugsfahrer als Kapitalverbrecher erachtet. Ich fühle in diesem Augenblick, da ich im Klosterthor-Bahnhof gestrandet bin — Hamburg scheint, nach dem Bahnhof zu urteilen, ein Landstädtchen von 1200 bis 1500 Seelen zu sein — um mindestens für zehn Jahre die Ehrenrechte aberkannt.

Wie raffiniert aber der Grundsatz des Kasteiens bei den preussischen Extrafahrten durchgeführt ist, das mögen Sie aus folgendem wahrhaft hinreichend genauen Einfall Buddes ersehen: Man hat mit erstaunlichem Fingerglied aus dem königlich-preussischen Wagenmaterial solche Kästen herangesucht, in denen jene winzigen Abtheile fehlen, die man, hm, die man... Ich darf nicht deutlicher werden, und sage nur noch dieses, daß bei Extrafahrten selbst jenes, durch die Nizinuspflanze geschlichte unveräußerliche entäußernde Menschenrecht als straffälliger Luzus streng verpönt ist: O Sterbliche, haltet ein — mit der Sünde!

Und darum hat sich nun auf dieser kalten Nachtfahrt auf jeder Station das Folgende begeben: Aus sämtlichen Thüren stürzten verächtliche, zerlumpte, zerbeulte, gelb-grüne Menschenfinder mit allen Anzeichen höchsten Schredens heraus und eilten in ein abseits gelegenes niedriges Gebäude mit zwei Eingängen, zu denen Laternen trolchend und auflärend winkten. Nicht selten kam es vor, daß ein verpäteter Nachzügler in den bereits fahrenden Zug getworfen werden mußte.

Ich bin seitdem ein begeisterter Bewunderer preussischer eisenbanalen Erfindungsgeistes; man kann die Extrafahrten direkt auf die Moritshaten-Tafeln der Jahrmarktsbuden malen. Nur wage ich eine kleine Anregung: Ueberraschungen sind nett, aber das Uebermaß der Ueberbahrungen ist schädlich. Die Eisenbahnverwaltung hat zum Unterricht der Extrafahrer kleine Druckhefte herausgegeben, in denen alles haarlein auseinander gesetzt ist, was die Affaire kostet, welche Zuschläge gefordert werden und welche Züge nicht benutzt werden dürfen. Künftiges Jahr füge man als Anmerkung 3p den Hinweis hinzu: „Es empfiehlt sich, tragbare wasser od... mitzubringen...“

Es ist ein grauer, fröstelnder, müder Morgen. Die Vergnügungskreisenden sehen wie diese schmutzig-geschwärzten, öden Hamburger Häuser der Vorstadt aus, die alle wie ausgebrannt scheinen.

Sie wollen wissen, wohin ich reise. Meine Freunde erwarten von mir, daß ich nach Helgoland fahre. Indessen ich wage es nicht. Erslich weiß ich nicht, wie man Hummern isst, und dann muß man die Cobra, dieses weiße Ungeheuer benutzen, das — schankelt.

Aber ich verrate überhaupt nicht, wohin ich reise. Denn ich fürchte, daß man mich sonst für die nächsten Wahlen einpöfelt und dem Publikum als einen der socialdemokratischen Prosper serviert, die das ganze Jahr über sonntagsplaudernd gefaulenzet haben und dann in den Wädem gemeingefährlich schlammten.

Ich habe Ihnen überhaupt nur geschrieben, weil ich vergaß, Ihnen Adien zu sagen, und weil ich zwei Stunden Aufenthalt habe. Ich muß mir die Finger warm schreiben. — J. o. o.

Kleines Feuilleton.

oe. Ein Geld. Nur ein Junge, ein kleiner, winziger Knirps von knapp zwölf Jahren, und doch ein Geld! Georg heißt er — Orje. Wenn Ihr mittags über den großen Platz geht, könnt Ihr ihn remmen sehen, er hat es sehr eilig, er trägt Ehen. Sein Vater arbeitet in der Glasfabrik, die liegt weit draußen vorm Thor, viel zu weit, als daß er mittags heimkommen könnte. Orje muß hasten; kann daß er aus der Schule ist, geht die Reise los. Da auf der Straße sah ich ihn das erste Mal.

Was man so sehen nennt. Man geht an einander vorbei und denkt sich nichts, wer achtet denn viel auf einen kleinen Jungen, noch dazu auf einen, der mit bloßen Füßen im ausgewachsenen Lätzchen durch die menschenvolle Straße läuft. Ein Regenschirm vermittelte unsere Bekanntschaft. Ich hatte ihn verloren, Orje brachte ihn, seitdem standen wir auf Grundfuß. Orje zog die Mütze, wenn er an meinem Fenster vorbeikam.

Neulich auch, es war am Vormittag, so um zehn Herrn, mitten in der Schulzeit, er lehnte am Gartenzaun und sah nachdenklich auf

ein paar Spaken, die sich zwischen den Pferdebahn-Schienen rupften.

„Na, Orje, und nicht mal in der Schule, schwängst wohl heute, was?“

„O nein,“ er schüttelte den Kopf; er hatte einen merkwürdig stillen, überlegamen Zug im Gesicht; sonst war's mir nicht aufgefallen, heute sah ich's, weiß nicht woher, vielleicht weil seine Stimme so traurig klang. Er sagte: „s is heut frei, se mach'n 'ne Schulpartie nach de Kallberge.“

„Und Du bist nicht mit?“

„Aee, ich kann ja nich,“ er hatte eine langsame Sprechweise, als überlegte er bei jedem Wort: „Se kommen ja erst auf'n Abend wieder, da muß ich doch bei Muttern bleiben, die is doch krank.“ Ein Schluchzen ging durch seine Stimme.

„Ach Orje, sehr krank? Lange schon?“

„Zwei Jahre,“ er hatte die Thränen schon wieder in seiner Gewalt, hatte es offenbar gelernt, sie runter zu schlucken, der Knirps; nur ein bißchen zitterte es noch in seiner Stimme: „und jetzt liegt se zu Bette.“

„Na Orje, aber so was! Was fehlt ihr denn?“

„Weiß ja nich,“ er sah vor sich hin, „aber so vilte Blut is immer da, im denn hult' se.“ Jetzt kamen ihm doch die Thränen in die Augen, er preßte die Hände vors Gesicht.

„Na Orje, nun laß man, s' wird schon wieder werden, habt Ihr denn 'n Doktor? Was sagt dem der?“

„Aee.“ Er schüttelte den Kopf. „Vater will hinjeh'n, aber Mutter will nich. Mutter sagt, der helfst ihr doch nich mehr.“

„Er wird schon helfen.“ Armseliger Trost, was bist du gegenüber dem tiefen Schmerz?

„Wenn's Mutter sieht, ween' ich auch nich...“

Der Junge hatte seine Ruhe wieder, eine schreckliche Ruhe in ihrer dumpfen Ergebenheit in das Schicksal: „Aee, Mutter sagt auch, se wird nich mehr, se is ja schon so schwach.“

Eine lange Pause, wir sprachen beide nicht. Ueber dem Geranienbeet in der Sonne spielten zwei weiße Schmetterlinge.

Ich fuhr dem Jungen durch das blonde Haar: „Laß man, Orje, s' kommt alles, wie es soll.“ ... (auch solche Redensart!)

„Wer siehst denn aber nun nach Muttern und macht alles bei End'?“

„Ich,“ sagte der Junge; das klang, als wäre es selbstverständlich.

„Du?“ „Ach nein, Orje, das kannst Du noch nicht!“

„Ja doch,“ und nun strahlte er auf einmal übers ganze Gesicht, „und Mutter sagt, ich kann's schon ganz fein, und wenn Vater fröhlich wach is, mach' ich de Stube rein und wenn ich aus Schule komme, toch' ich fir'n nächsten Tag, Suppenkartoffeln kann ich schon ganz allein, und Mutter sagt, se schmecken.“ Er war furchtbar stolz.

„Aber Mutter sagt mir auch, wie ich's machen soll.“

„Na Orje, ich komme nächstens, und esse mit.“

„Ach ja,“ er versuchte zu lachen, aber es gelang ihm nicht.

„Und heute bist Du nicht mit in die Kallberge, weil Mutter sonst alleine wäre? Ist Dir denn das nicht aber schrecklich leid? Du könntest doch jetzt nun so schön im Walde spielen?“

„Aee“, sagte Orje, „was würde denn aus Muttern? Und heute muß ich ihr noch die Binden waschen.“

„Das machst Du auch?“ Der Knirps nickte:

„s is doch sonst leener, und Mutter sagt immer, neue kaufen is zu teuer — bloß s' Bett machen, dis kann ich nich recht, dis is so schwer.“ Er wurde ordentlich feurig.

„Na, das-macht denn Vater, was?“

„Ja immer abends.“ Er war ins Plaudern gekommen. „Aber wenn alles fertig is, lese ich Muttern vor.“ „Ich les' ihr was vor aus'm Lesebuch, dann lacht se.“ Er war ganz glücklich geworden, auf einmal aber lief ein Schred über sein Gesicht: „Nu muß id aber de Bohnen schrapseln jehn! Adje!“ Damit lupfte er noch mal den vergilbten Strohhut und lief davon.

Er lief über die sonnenhelle Straße, geradenwegs in das hohe Mietshaus hinein, durch den Thorweg sah ich ihn nach links umbiegen, dahin, wo die Hinterhäuser stehen.

Jetzt liegt die Nachmittags-Sonne auf der Straße, die Kinder lachen und jagen sich zwischen den Gärten. Orje ist nicht dabei.

Er steht wohl in der dumpfigen Küche und wäscht die Krankenswäsche mit seinen kleinen Fingern, und paßt auf das Essen, daß es nicht verbrennt.

Und wenn er damit fertig ist, beißt er die Thränen zurück, die in die Augen dringen wollen, und setzt sich zu der kranken Mutter, die „nie mehr wieder wird“ und ließt ihr vor. Er ließt aus seinem Lesebuch...

cc. Der grüne Strahl bei untergehender und aufgehender Sonne wird in unsren Gegenden nicht so häufig wie in den Tropen beobachtet, weil dort die Luft reiner und durchsichtiger ist. Specieell auf der See und an der Küste wird die Erscheinung wahrgenommen, wenn die Sonne im Meer versinkt oder sich aus ihm erhebt.

Aber unter günstigen Umständen, bei freiem Horizont, ist der grüne Strahl auch im Binnenlande zu sehen. Die Meteorologische Zeitschrift teilt in ihrer neuesten Nummer eine Reihe von Beobachtungen des grünen Strahls mit; der Holländer Nijland hat solche auf einer Seereise systematisch angestellt, und es ist ihm gelungen, die schöne, so schnell vorübergehende Erscheinung des grünen Flämmchens, als welches der letzte Rest der scheidenden

oder das erste Anzeichen der aufsteigenden Sonne erscheint, dreimal des Morgens und viermal des Abends zu erblicken; Frau Jentz aus Wien sah die Erscheinung bei einem Sonnenuntergang bei Triest, und Chabot beobachtete sie vom Gipfel eines Ausfichtsturmes zu Degerloch bei Stuttgart. Zur Erklärung dieser Erscheinung nimmt man gewöhnlich an, daß bei der atmosphärischen Strahlenbrechung, die am Horizont am größten ist, auch eine Farbenzerstreuung eintritt, so daß das grüne und blaue Licht des letzten Randes der Sonne noch leuchtet, wenn das rote und gelbe schon untergegangen ist. Thatsächlich behaupten auch einige Beobachter, nach dem grünen Strahl für einen ganz kurzen Bruchteil einer Sekunde noch einen blauen Strahl erblickt zu haben. Freilich kann es sich hierbei um eine Täuschung handeln, da ja Grün und Blau ganz ineinander verschwinden. Professor Julius hat neuerdings die Erklärung noch etwas vervollständigt. Es giebt nämlich Körper, die das Licht in ganz unregelmäßiger Farbenfolge, und nicht in der des Regenbogens ablenken. Die Phyfiker sprechen in einem solchen Falle von anormaler Farbenzerstreuung. Wenn ein durchsichtiger Körper eine gewisse Farbe verschluckt, so daß in dem durch ihn betrachteten Sonnenspektrum an jener Stelle eine dunkle Linie entsteht, so hat er die Eigenchaft, die ganz nahe benachbarten, von dem ausgelöschten kaum verschiedenen Farben noch stärker abzulenken, als selbst das blaue Licht, und zwar um so stärker, je kleiner der Abstand von der fehlenden Farbe ist. Nun absorbieren sowohl der Stickstoff als der Sauerstoff der Luft eine Reihe von Farben, die zusammen ein Grünblau bilden; diese müssen daher auch am stärksten gebrochen werden und somit der Sonne als grüner Strahl vorausgehen resp. den letzten Abschiedsgruß des scheidenden Tagesgestirns bilden.

Humoristisches.

— Der schlane Wirt. Gast: „Sagen Sie, Herr Wirt, warum nennen Sie dem Ihr Haus „Wirtshaus zum sechs-fachen Echo?“ Wir haben schon ein paar Mal kräftig gerufen, aber auch nicht ein einziges Mal ein Echo gehört!“

Wirt: „Dees kann schon sei! An Echo hab'n wir auch net! Wissen S', vorig's Jahr hat die G'meind' den Steg da über den Wack' baut und i' hab' den Auftrag, von jedem, der d'rüber geht, zwoa Kreuzer zu erhebn'! Natürl' rech'n' wir am meisten auf die Fremd'u. Ich kam net alleweil vor'm Haus steh'n und aufpassen, und da kömten, während i' im Keller oder in der Küch' wirtschaf't mir viel' von dene Touristen, ohne daß i' s' merk', über den Steg geh'n; da hab' i' vorig's Jahr dees Schild anbringa lassen und jetzt geht net ein Tourist mehr vorbei, der net laut juchzet, wie er mein Schild sieht. Wenn i' dees hör', komm' i' auga und erhebt' von de' Herrschäften meine zwoa Kreuzer; auf die Art melben sich die Herru Touristen selber bei mir an. Darf' i' bitten, meine Herrschaften!“

— Empfehlung. Chef (zum Compagnon): „Wir nehmen den Cogn von der Firma Engel als Prokurist, der ist ein geschiedter Mensch, der hat uns nie kreditiert!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Von Gustav Frenssens Roman „Jörn Uhl“ ist das 30. Tausend zur Ausgabe gelangt.

— Wilhelm v. Polenz tritt, wie das „Litterarische Echo“ mitteilt, am 14. August eine Reise nach den Vereinigten Staaten an, um die Besiedlung des platten Landes in ihren verschiedenen Formen zu studieren.

— Unter dem Namen „Leipziger Schauspielhaus“ wird am 10. September eine neue Leipziger Bühne (Direktion: Anton Hartmann-Görlich) eröffnet werden.

— In zwei Konzerten des Berliner Tonkünstler-Orchesters werden diesmal große Chöre mitwirken. Das eine wird Chorwerke von Gustav Mahler, das andre solche von Gustave Charpentier bringen; beide Kompositionen werden ihre Werke persönlich leiten.

— Die Nationalgalerie hat das Gemälde des Münchener Malers Robert Weise „Dame in einer Herbstlandschaft“ erworben. Das Bild befindet sich z. B. auf der Düsseldorfer Kunstausstellung.

— Eine Edmann-Ausstellung, die den gesamten künstlerischen Nachlaß des Verstorbenen umfassen wird, bereitet für die Monate Oktober und November der Kunstsalon von Keller u. Meiner vor.

— A. C. Ferris, der Erfinder der Petroleum-Lampe, ist, 84 Jahre alt, in Hadensad (New Jersey) gestorben.

— In Hohenruppersdorf bei Phtalwarth in Nieder-Oestreich befindet sich am Hause Nr. 107 ein Weinstock, der gegenwärtig 1840 Trauben trägt. Er ist von Stammesammler und ragt im Hofe des bezeichneten Hauses bis zum Dache hinauf.

— Mittel gegen den Pils der Fühner. Man nimmt einen Eierbecher voll Essig und löst darin ein Stückchen Würfelzucker auf. Von dieser Mischung gießt man dem kranken Tiere öfters am Tage, je nach Bedürfnis, in den Schnabel. Das Huhn muß abgefondert und warm sitzen; am besten in einem warmen Storb oder Kasten.